



# Leseprobe

Dr. Dietrich Rusam

## Der Evangelist

Die Autobiografie des Lukas

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



---

Seiten: 352

Erscheinungstermin: 21. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Auf den Spuren des Evangelisten Lukas - ein packender Roman spannend wie ein Krimi**

Laubhüttenfest in Jerusalem im Jahr 41 n.Chr. In der pulsierenden Stadt hört der junge Arzt Lukas zum ersten Mal den Namen, der sein Leben radikal verändern wird: Jesus von Nazareth. Er lässt sich von den Aposteln taufen und wird ein Nachfolger Jesu. Was er noch nicht weiß: Wie wenige andere wird er durch sein Schreiben und Denken das entstehende Christentum prägen.

Dietrich Rusam erzählt in dieser fiktiven Autobiografie die Geschichte des Lukas, der als Begleiter des Paulus zum Chronisten des frühen Christentums und seiner theologischen wie menschlichen Konflikte wird. Ein Buch auf der Höhe der Bibelwissenschaft, aber spannend wie ein Krimi.



### **Autor**

## **Dr. Dietrich Rusam**

---

Dietrich Rusam, PD Dr. theol., geboren 1964, Studium der Evangelischen Theologie in Erlangen, Heidelberg und Neuendettelsau, Promotion und Habilitation im Fach Neues Testament; Tätigkeit als Pfarrer in und um Bayreuth; seit 2002 Lehrbeauftragter für Biblische Theologie an der Universität Bamberg, seit 2004 Lehrkraft für Evangelische Religionslehre am Richard-Wagner-Gymnasium, Bayreuth. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Dietrich Rusam

# Der Evangelist

Die Autobiografie  
des Lukas



*Meinen Lehrern  
Prof. Dr. Wolfgang Stegemann  
und  
Prof. Dr. Dr. h.c. Michael Wolter*

# Inhalt

Vorwort	7
<b>Kapitel I</b> »Nennt mich Lukas!« (* 13. Juni 22 n.Chr.)	12
<b>Kapitel II</b> Was mich prägte: Meine Kindheit und Jugend (22-39 n.Chr.)	22
<b>Kapitel III</b> Ich werde Arzt (39-41 n.Chr.)	37
<b>Kapitel IV</b> Der Wendepunkt: Jerusalem! (41-49 n.Chr.)	73
<b>Kapitel V</b> Und dann kam Paulus, der Theologe und Missionar – mein Bruder im Herrn! (49 n.Chr.)	114
<b>Kapitel VI</b> Den Glauben in die Welt tragen: Europa ruft! (49 n.Chr.)	142
<b>Kapitel VII</b> Die Frau meines Lebens: Lydia (49 n.Chr.)	159

<b>Kapitel VIII</b>	
Aufstand in Philippi (49-55 n.Chr.)	191
<b>Kapitel IX</b>	
Mit Paulus auf dem Weg nach Jerusalem (56 n.Chr.)	223
<b>Kapitel X</b>	
Die Katastrophe von Jerusalem (56 n.Chr.)	244
<b>Kapitel XI</b>	
Zwischen Caesarea und Philippi (56-58 n.Chr.)	267
<b>Kapitel XII</b>	
Mit Paulus nach Rom (58/59 n.Chr.)	283
<b>Kapitel XIII</b>	
Zurück in Philippi (60-75 n.Chr.)	312
<b>Kapitel XIV</b>	
Dann begann ich zu schreiben: Meine Jesusgeschichte und die Taten der Apostel (75-85 n.Chr.)	340
Ausgewählte Literatur	349

## Vorwort

Die Idee zu dem vorliegenden Roman kam mir nach der Lektüre des Lukaskommentars von Michael Wolter aus dem Jahr 2008. Dort wird, einen Gedanken Eckhard Plümachers von 1978 aufnehmend, die Vermutung geäußert, diejenigen Stücke in der Apostelgeschichte, in denen der Verfasser unvermittelt in die erste Person Plural wechselt (Apg 16,10-17; 20,5-15; 21,1-18; 27,1-28,16), könnten durchaus authentisch sein. Tatsächlich hat die Forschung gezeigt, dass diese sogenannten »Wir-Passagen« sich stilistisch nicht von der restlichen Apostelgeschichte unterscheiden. Deshalb spricht viel dafür, dass sie auf denselben Autor zurückzuführen sind, der auch das gesamte Werk abgefasst hat. Dies würde wiederum bedeuten: Der Verfasser der Apostelgeschichte hat Paulus tatsächlich phasenweise begleitet, zumal die Wir-Stücke stets dann abbrechen, wenn Paulus in Gefangenschaft gerät. Der unvermittelte Einsatz des Wir-Stils und der ebenso abrupte Wechsel zurück in die dritte Person Plural innerhalb der Apostelgeschichte lassen sich dann dadurch verständlich machen, dass der Verfasser lediglich seine Begleitung andeuten will: Er selbst versteht sich allenfalls als ein authentischer Zeuge des Geschehens – wirklich wichtig ist seiner Meinung nach aber die Verbreitung der christlichen Botschaft vor allem durch Paulus (vgl. Apg 1,8).

Lässt man sich auf den Gedanken ein, dass der Verfasser der Apostelgeschichte, den die Tradition »Lukas« nennt, Paulus phasenweise begleitet hat, werden viele theologische Gemeinsamkeiten zwischen dem lukianischen Doppelwerk und den paulinischen Briefen deutlich. Dies habe ich im letzten Kapitel anzudeuten versucht.

Eine wissenschaftliche Betrachtung des lukanischen Doppelwerks (Evangelium und Apostelgeschichte) zeigt: In gleicher Weise wie Paulus muss auch Lukas ein Judenchrist aus der Diaspora gewesen sein, der für eine heidenchristliche Leserschaft schreibt. Seine profunde Kenntnis der jüdischen Schriften und sein großes Interesse daran (vgl. nur Lk 24,44-48 oder Apg 2,14-36) sowie die – auch biblisch begründete – Ausrichtung der christlichen Botschaft auf die Heiden (vgl. Lk 4,24-27; Apg 1,8; 15,7-9; 28,25-28) machen dies deutlich. Ähnlich wie Paulus, der als Diasporajude auch den jüdischen Namen »Saul(us)« trug (Apg 7,58; 8,1.3), sich selbst aber durchweg Paulus nennt, habe ich Lukas auch einen ähnlich klingenden jüdischen Namen gegeben: Juda(s). Weil dies aber zugleich der Name des Verräters Jesu ist, der nach Apg 1,16-20 (vgl. Mt 27,5) qualvoll zu Tode kam, wird verständlich, dass der Autor des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte besonderen Wert auf seinen griechischen Namen »Lukas« gelegt hat.

Im vorliegenden Roman habe ich manche wichtigen Informationen, die der jüdische Historiograph Flavius Josephus (37/38-100 n.Chr.) in seinen Geschichtswerken bietet, ebenso berücksichtigt wie einzelne Gedanken aus dem Opus des jüdischen Religionsphilosophen Philon von Alexandria (15/10 v.Chr. – ca. 41 n.Chr.), den der vorchristliche Lukas in Alexandria durchaus noch kennengelernt haben könnte. Verwendet wurde darüber hinaus die eine oder andere Geschichte aus dem – zugegeben erst viel später niedergeschriebenen – Kindheitsevangelium des Thomas. Auch die im Rahmen der jüdischen Gemeinde von Alexandria entstandene griechische Übersetzung der hebräischen Bibel, die Septuaginta, lernte Lukas bei seinem Studienaufenthalt dort kennen.



der vielen Schriftbeweise in seinem Doppelwerk. Die Hauptquelle des vorliegenden Romans ist jedoch neben dem Lukas- und dem Markusevangelium die Apostelgeschichte selbst. In den konkreten Kapitelüberschriften werden, um einen Vergleich zu ermöglichen, die entsprechenden Abschnitte aus diesem Werk genannt.

Der Roman beginnt mit der Geburt des Lukas, die ich auf das Jahr 22 n.Chr. datiere, und endet mit der Abfassung der Apostelgeschichte etwa um das Jahr 85 n.Chr. Bald darauf wird Lukas verstorben sein. Dabei ist durchaus denkbar, dass er, wie viele andere Christinnen und Christen, aufgrund des Vorwurfs der Gottlosigkeit und des Hochverrats unter Kaiser Domitian (81-96 n.Chr.) hingerichtet worden ist. Die Untersuchung »Zwischen Synagoge und Obrigkeit« von Wolfgang Stegemann beschreibt anschaulich die problematische Situation der lukanischen Christen unter Domitian.

Seit über siebenzehn Jahren bin ich neben meiner Tätigkeit als Dozent an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg Pfarrer und Lehrkraft für Evangelische Religionslehre am Richard-Wagner-Gymnasium Bayreuth. Als solcher erzähle ich in der Sekundarstufe I immer wieder gerne biblische Geschichten. Nichts anderes geschieht – zuweilen etwas augenzwinkernd – in dem vorliegenden Roman. Auch wenn die einzelnen Dialoge natürlich im Wesentlichen fiktiv sind und ich zur Steigerung der Dramatik zuweilen vielleicht überspitzt formuliere, sind die gebotenen Fakten durchaus historisch bzw. wissenschaftlich begründet. Implizit versuche ich, mit diesem Werk auch immer wieder eine Antwort auf die Frage zu finden, wie es dazu kam, dass die weltweite Christenheit zwar an den Juden Jesus von Nazareth glaubt, selbst aber nicht jüdisch, sondern eben christlich geworden ist und damit ein eigenes theologisches Profil bekommen hat.

Dass die Paulusbegleiter, besonders Silas und Trophimus, in meiner Darstellung dabei etwas schlechter wegkommen, geht auf die Aussagen des Paulus im Philipperbrief (Phil 2,20f.) zurück. In Bezug auf Lukas habe ich die altkirchliche Tradition, er sei ein Arzt gewesen, sehr gerne in seine Autobiographie aufgenommen.

Abgesehen von Verweisen auf Bibelstellen, habe ich auf Fußnoten und weitschweifige wissenschaftliche Erläuterungen zugunsten der Lesbarkeit verzichtet. Bei den Jahreszahlen wurde die heutige Zählweise gewählt – wohl wissend, dass damals nach den Regierungsjahren des jeweiligen Regenten gerechnet wurde. Um die tiefe Ehrfurcht des Lukas und seiner Zeitgenossen vor Gott und die Verortung in der jüdischen Tradition anzudeuten, habe ich in der direkten Rede immer wieder die hebräische Formel »Baruch Adonaj« (gepriesen sei der Herr!) eingefügt, wenn von Gott gesprochen wird.

Großen Dank schulde ich Dr. Gisela Gersch, meiner lieben Schwiegermutter, die die erste Niederschrift kritisch gegengelesen und wichtige erste Verbesserungshinweise gegeben hat. Möge es ein Buch werden, das einen beim Lesen wirklich »immer weiterzieht«! Dr. Renate Hofmann vom Gütersloher Verlagshaus hat sich engagiert für die Aufnahme meines Werkes ins Verlagsprogramm eingesetzt und Marcus Beier, ebenfalls vom Gütersloher Verlagshaus, hat das Projekt mit unglaublich viel Herzblut und Engagement begleitet. Seine Vorschläge waren stets wohlbegründet und so verdanke ich ihm nicht nur die eine oder andere zusätzliche dramaturgische Idee, sondern auch viele Präzisierungen. Von Herzen Dank dafür! Ich widme das Buch meinen beiden theologischen Lehrern, denen ich durch die wissenschaftlichen Brücken, die sie mir gebaut haben, beruflich und dadurch letzten Endes auch privat unendlich viel verdanke.

Mein Wunsch und großes Anliegen ist es, dass die Briefe des Paulus und das Doppelwerk des Mannes, den wir Lukas nennen, wieder öfter gelesen werden! Eine Lektüre dieser biblischen Schriften lohnt sich auf jeden Fall.

Bayreuth, im Herbst 2021

*Dietrich Rusam*

## Kapitel I

»Nennt mich Lukas!«

(\* 13. Juni 22 n.Chr.)

»Aufstehen!« Ich spüre einen kräftigen Stoß auf meinem Brustbein und blinzele in die Fackel, die über mich gehalten wird. »Los! Beweg dich!«, brüllt der der römische Soldat, der über mir steht und seinen Speer auf meine Brust gesetzt hat. Heftig tritt er mir dabei in die Seite. Schlaftrunken versuche ich, mich wegzurollen. »Was? Was habe ich getan?«, presse ich hervor. »Maul halten! Mitkommen!«, faucht ein anderer Soldat, während er mein Gepäck durchsucht. Als ich langsam aufstehe, merke ich, wie meine Knie zittern. Ich schlucke und spüre, wie mir der Schweiß ausbricht. Was ist hier los? Dann wird mir der Schaft eines Speeres in den Rücken gestoßen. »Los! Beweg dich!«

Zusammen mit anderen werde ich einen steilen Berg hinaufgetrieben. Ich hebe meinen Blick und erkenne die Jerusalemer Burg Antonia über mir. Dorthin soll ich verbracht werden? Da spüre ich schon wieder den Speer im Rücken und stolpere weiter. Es dauert nicht lange, da haben wir die Burg erreicht. Nachdem wir den Haupteingang passiert haben, werde ich wie ein Stück Vieh eine Treppe hinuntergetrieben. Die ausgetretenen Stein­stufen werden nur spärlich vom Licht der Fackeln erhellt, die in Metallhalterungen an den Wänden hängen. Die Soldaten stoßen mich in einen dämmrigen Keller. Ich stürze zu Boden. Wo bin ich hier? Ich höre, wie hinter mir eine vergitterte Tür verschlossen wird. Ich rapple mich auf und schaue mich um. Der Angstschweiß steht auf meiner Stirn. Dann traue ich mich erneut zu fragen: »Was habe

ich denn falsch gemacht!« Der Soldat an der Tür lacht dreckig und spuckt mir ins Gesicht. »Widerstand gegen Rom ist Hochverrat!«, ruft er mir zu, dreht sich um und steigt die Treppe wieder nach oben.

Ich bin völlig aufgelöst: Man wirft mir vor, ein Widerstandskämpfer zu sein? Darauf steht die Todesstrafe! Mein Herz schlägt bis zum Hals. Dann blicke ich mich um. In dem dunklen Verlies erkenne ich schemenhaft mehrere zerlumpte Gestalten. Wie lange mögen sie wohl schon hier sein? Erst jetzt fällt mir auf, dass es hier bestialisch stinkt! Ich bin unschuldig! Ich will hier raus! »Raus! Raus! Raus!« – Eine der Gestalten lacht hämisch und röchelt mir zu: »Hochverrat! Die werden dich kreuzigen! Glückwunsch! Du hast dir den Zorn Roms zugezogen.« – Ich schreie ihn an: »Aber ich habe nichts Böses getan. Hörst du? Nichts! Ich bin unschuldig!« In meiner Verzweiflung schlage ich um mich, schreie vor Wut und Hilflosigkeit.

Weil ich mich überhaupt nicht mehr beruhigen kann, packt er mich an den Schultern und grinst mir spöttisch ins Gesicht. »Ich habe nichts Böses getan!«, schreie ich immer wieder, während ich spüre, wie ich von dem Kerl gerüttelt werde.

»Beruhigt euch, Herr! Ihr habt geträumt!« Ich bin schweißgebadet und blinzle mehrmals. Noch richtig benommen öffne ich schließlich langsam die Augen. »Hippolytos! Gott sei Dank!«, stoße ich erleichtert hervor. Mir läuft ein kalter Schauer den Rücken runter. In meinem Mund ist es staubtrocken. Mein Sklave lächelt mich an: »Ihr habt schon wieder geträumt!«, sagt er und fügt hinzu: »Alles ist gut!« Ich bin so aufgewühlt, dass mir die Tränen über das Gesicht laufen. Hippolytos sitzt ruhig da und sagt erneut: »Alles ist gut!« Als ich mich wieder gefasst habe, blicke ich ihm ernst ins Gesicht, denn ich weiß: Nichts ist wirklich gut.

Seit Kaiser Domitian (81-96 n.Chr.) an der Macht ist, werden Christen immer wieder verhaftet, angeklagt als gottlose Hochverräter und hingerichtet. Ja, in der Regel bedeutet die Gefangennahme bereits das Todesurteil. Ich schüttle den Kopf, als wollte ich die Geister des Traumes verscheuchen. In Zeiten wie diesen müssen viele Christen um ihr Leben fürchten. Wohl deshalb holt mich die Erinnerung meiner Verhaftung, damals in Jerusalem, immer wieder im Traum ein. Eigentlich dachte ich, dass ich diese Erfahrung längst überwunden hätte. Manchmal erlebe ich im Traum aber auch den tristen und gnadenlosen Gefängnisalltag, eine grausame und schmerzhaft Züchtigung mit der Peitsche durch einen römischen Soldaten, eine Prügelei im widerlichen Gefängnis ... und manchmal stehe ich selbst auch vor einem Statthalter, der im Begriff ist, mich dem Henker zu übergeben, weil ich Christ bin. Manchmal träume ich sogar von meiner eigenen Hinrichtung ... Gott allein weiß, welches Schicksal mich selbst auf meine alten Tage noch ereilen wird. Es ist wirklich eine schwierige Zeit für uns Christen unter dem Kaiser, der von sich sagt, er wäre der »neue Nero«.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt. Und immer wieder verfolgen mich meine Erlebnisse in Träumen. Mir wird langsam klar: Wenn ich sterbe, stirbt auch die ganze Geschichte – alles, was ich in Jerusalem und mit Paulus erlebt habe, alles, was mir persönlich so besonders wichtig geworden ist. Es ist meine Geschichte, wie ich sie erlebt habe – mit Menschen und mit Gott. Ihm möchte ich die Ehre geben und daher meine Erlebnisse zu Pergament bringen. Diese teilweise dramatische Geschichte meines Lebens, die ich nun erzählen will, beginnt jedoch mit einem Appell:

Dies ist mein Wunsch an die Nachwelt. »Lukas« – das war der griechische Name, den mir meine Eltern gaben. Sie nannten mich nach dem Land ihrer Träume: Lukarien! Dorthin wollten sie auswandern!

Aber der Reihe nach: Geboren wurde ich im Juni im 8. Jahr der Regierungszeit des Kaisers Tiberius in Alexandria Troas, einer Stadt im Nordwesten Kleinasiens. Eigentlich stammten meine Eltern aus Jerusalem, der stolzen Hauptstadt Davids, im Bezirk des Stammes Juda. Meine Eltern haben sehr großen Wert auf die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk gelegt. »Neben deinem griechischen Namen ›Lukas‹ haben wir dich auch ›Judas‹ genannt«, hat mir mein Vater einmal gesagt, »so, wie der vierte Sohn unseres Vaters Jakob. ›Judas‹ erinnert an unsere Herkunft, an das Land unserer Väter.« Ja, meine Eltern waren sehr traditionsbewusst, und sie sagten immer wieder, dass sie eigentlich niemals aus Jerusalem wegziehen wollten. Dreimal im Jahr opferten sie als gläubige Juden eine Ziege oder ein Schaf am Tempel des Herrn. Oft schwärmte mir mein Vater von der Schönheit Jerusalems und des Tempels vor: »Es ist die prächtigste Stadt der ganzen Welt!« Als ich größer war, wäre mir beinahe einmal die Entgegnung herausgerutscht: »Andere Städte kennst du ja auch nicht wirklich.« Aber ich schluckte sie hinunter. Ich liebte meinen Vater. Er war so gütig, und ich wollte ihn auf keinen Fall verletzen. Erst als ich erwachsen war und das erste Mal in meinem Leben nach Jerusalem kam, konnte ich den Enthusiasmus meines Vaters verstehen. Und tatsächlich sollte dieser Jerusalembesuch ein ganz wichtiger Wendepunkt in meinem Leben werden.

»Vergiss nie deine Herkunft!«, hat mir mein Vater immer eingeschärft. Und ich habe mir vorgenommen, trotz aller inneren und äußeren Umbrüche, die ich in meinem langen Leben erfahren habe, diesen Rat stets zu beherzi-

gen. Ja, ich bin auch »Judas«, »Judas Ben Sacharja«, und meine Eltern stammen aus Jerusalem; trotzdem höre ich ihn nicht mehr gerne, meinen hebräischen Namen. Ich werde noch darauf zu sprechen kommen, warum ich den Namen »Lukas« so schätzen und lieben gelernt habe und weshalb ich mit meinem jüdischen Namen – besonders in seiner griechischen Ausdrucksweise – meine Schwierigkeiten habe.

Mein Vater war ein traditionsbewusster jüdischer Schriftgelehrter. Wenn ich an ihn denke, erinnere ich mich vor allem an sein umfangreiches Wissen und seine große Güte. Er war ein Jude, dessen Gottesfurcht mich immer wieder neu zutiefst beeindruckt hat. Bei aller Überzeugung und allem Glauben war er aber nie verbissen. Nein, er ließ sich durchaus auch etwas sagen und erkannte schnell, dass die Juden in der Diaspora nicht so nach der Thora leben konnten wie die Juden in Jerusalem.

Ich weiß, dass er sehr darunter gelitten hat, dass meine Mutter Elischeba ihm über viele Jahre keinen Sohn schenkte. »Kinder sind ein Segen Gottes!«, hatte er immer wieder gesagt. Aber die Ehe meiner Eltern war lange kinderlos geblieben. Oft erzählte er mir von seinen Sorgen, die ihn damals umtrieben. Er hatte sich geradezu davor gefürchtet, ohne Nachkommen sterben zu müssen. »Ja, Gott hatte viele Jahre lang unsere Ehe nicht gesegnet.« Es sah für ihn so aus, als habe er vergeblich zu jedem Wallfahrtsfest in Jerusalem ein Vermögen für Opfertiere ausgegeben.

Abgesehen von diesem Kummer, seien sie – so erzählte mir mein Vater immer wieder – in Jerusalem sehr zufrieden gewesen, aber die römische Statthalterschaft über das Land, das die Römer »Judäa« nannten, wurde immer rücksichtsloser. Der im ersten Jahr der Regierungs-



zeit des Tiberius eingesetzte Valerius Gratus (15 n.Chr.) setzte nach eigenem Gutdünken drei Hohepriester ab, die ihm nicht genehm waren.\* Meine Eltern spürten, dass die Verhältnisse in Jerusalem sich verschlimmern würden. Die Römer verstanden unsere Lebens- und Glaubensart einfach nicht.

Schweren Herzens fassten sie schließlich den Entschluss, in ein Land auszuwandern, in dem sie ihren Glauben besser leben könnten und keine Angst vor Unterdrückung haben müssten. Zwar sprachen sie die griechische Sprache nicht flüssig, aber sie konnten sich durchaus auf Griechisch verständlich machen. Dass zehn Jahre später unter der Statthalterschaft eines gewissen Pontius Pilatus, der im 12. Jahr der Regierungszeit des Tiberius eingesetzt wurde (26 n.Chr.), tatsächlich ihre Befürchtungen eintraten und die Lebensverhältnisse in Jerusalem für die dort lebenden Juden viel schlechter wurden, ahnten sie nicht.\*\* Dieser versuchte sogar, Kaiserbilder in der heiligen Stadt aufzustellen. Aber davon habe ich erst viel später erfahren.

Jedenfalls packten meine Eltern im 7. Jahr der Regierungszeit des Kaisers Tiberius ihr Hab und Gut zusammen und machten sich auf den Weg Richtung Westen. Zunächst ging es in die Hafenstadt Joppe, wo sie ein Schiff nach Zypern bestiegen. Da die Schiffsreise aber meiner Mutter nicht gut bekam – immer wieder musste sie sich übergeben –, suchten sie ein Schiff, das sie von Paphos auf Zypern möglichst schnell ans kleinasiatische Festland bringen sollte. Schließlich fanden sie einen Segler, der Milet zum Ziel hatte. Auch auf dieser zweiten Schiffsreise litt meine Mutter sehr unter dem Wellengang. Als

\* Josephus, *Antiquitates Judaicae* 18,35.

\*\* Josephus, *Antiquitates Judaicae* 18,55-62.

sie schließlich in Milet wieder festen Boden unter den Füßen hatte, soll sie auf die Knie gesunken sein und den Boden geküsst haben – jedenfalls hat mir das mein Vater so erzählt. Nach einem Tag Ruhepause wollten sich meine Eltern zügig nach Alexandria Troas im Nordwesten Kleinasiens aufmachen, um von dort nach Mazedonien überzusetzen. Ursprünglich waren für den Landweg dorthin zehn Tagesreisen geplant, aber dann kam alles doch ganz anders.

Mit jedem Tag ist meiner Mutter das Wandern mit Gepäck schwerer gefallen. Immer mühsamer kamen meine Eltern voran. Die Beine meiner Mutter wurden immer dicker und immer schwerer. Oft mussten sie im Freien übernachten, stets voller Angst vor umherziehenden Räuberbanden. »Wir hatten wirklich Glück, dass wir nie überfallen wurden«, sagte mein Vater mir später. Nach über dreißig Tagen kamen sie schließlich in Alexandria Troas an, und meine Mutter soll gesagt haben, dass keine zehn Pferde sie jetzt noch weiter brächten. Mein Vater suchte sofort Kontakt zur jüdischen Synagoge. Der dortige Rabbi Zakkai ben Jaakov empfing die beiden mit offenen Armen: »Ihr könnt bei mir wohnen, bis ihr was Eigenes gefunden habt!«, lud er sie ein, und meine Mutter nahm das Angebot sogleich dankbar und völlig entkräftet an.

Nächtelang unterhielt sich mein Vater mit Rabbi Zakkai über die Bedeutung der Thora und das Verständnis einzelner Thoragebote. Als Jude aus dem jüdischen Kernland hatte er vielfach eine ganz andere Sicht als der Diasporajude aus Alexandria Troas. Die Diasporajuden sind ganz allgemein sehr viel – wie soll ich sagen? – entspannter gegenüber den griechischen Einflüssen und der Gültigkeit der Thora. Das gilt für die Frage danach, wie der Sabbat eingehalten wird, aber auch und vor allem

für die Frage nach dem Umgang mit Heiden. Als Jude in der Diaspora kann man es nicht so einfach ablehnen, ein heidnisches Haus zu betreten! Ich glaube, die Bedeutung, die die Diasporajuden in Alexandria Troas der Thora gaben, hat dann doch auch meinen Vater beeindruckt. Auch er sah immer mehr die Notwendigkeit, Kompromisse mit der griechischen Lebensart einzugehen. Einmal sagte er sogar selbst zu mir: »Jerusalem ist weit!«

So gewöhnten sich meine Eltern in Alexandria Troas ein – vor allem dank der tätigen Mithilfe der jüdischen Gemeinde. Nach wenigen Wochen fanden sie eine kleine Wohnung. Da die jüdische Gemeinde so groß war, konnte mein Vater den Lebensunterhalt mit seinem Thora-Unterricht für jüdische Kinder bestreiten.

In jener Zeit klagte meine Mutter aber immer mehr über gesundheitliche Beschwerden und körperliche Schwäche. Mein Vater erkundigte sich in der Gemeinde, ob es in Alexandria Troas einen guten Arzt gebe. Schließlich wurde ihm Artemidoros aus Milet empfohlen. Tatsächlich kam dieser nach wenigen Tagen und untersuchte meine Mutter. Seine Untersuchung ergab eine echte Überraschung! Er soll aus dem Zimmer gekommen sein und meinem Vater die Hand gereicht haben: »Freue dich, Zacharias, deine Frau ist in anderen Umständen! Herzlichen Glückwunsch!« Glücklicherweise verstand mein Vater den griechischen Gruß für »Freue dich!« sofort. Er stand wie vom Donner gerührt: »Das ... das ist ja ...«, stotterte er, »und es ist sicher kein Irrtum?« Der Arzt schüttelte den Kopf: »Kein Irrtum!«

Mein Vater hat mir später erzählt, dass er auf die Knie gesunken sei und vor Freude geweint habe. Dann habe er ausgerufen: »Oh Herr meines Lebens, so wie du einst Abraham einen Sohn geschenkt hast, hast du nun wieder gehandelt. Du hast meine flehentlichen Bitten erhört und an

mir gehandelt, wie du vorzeiten getan hast. Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll! Mein Leben hat wieder einen Sinn! So bekomme ich nun doch einen Stammhalter für meine Linie. Zum Dank dafür werde ich, sobald es möglich ist, an deinen Tempel reisen und dir opfern. Ja, mein Leben hat wieder einen Sinn. Gelobt sei der Gott Israels!«

Mit diesen Worten stürzte er in das Zimmer, in dem meine Mutter auf dem Bett lag: »Du bringst mir einen Stammhalter auf die Welt, mein Sonnenschein!« Meine Mutter soll darauf trocken geantwortet haben: »So hast du mich ja noch nie genannt!« Aber mein Vater muss ausgerufen haben: »Der Herr hat unsere Gebete erhört!« Und in seinem Überschwang sei ihm überhaupt nicht eingefallen, dass das Kind unter dem Herzen seiner Frau auch eine Tochter sein könnte.

Es dauerte kein halbes Jahr mehr bis zu meiner Geburt in Alexandria Troas, und meine Eltern gaben mir den jüdischen Namen »Juda« – und wenn die Griechen diesen Namen aussprachen, hieß ich »Judas«. Für meinen eigentlichen griechischen Namen »Lukas«, den mir meine Eltern ebenfalls gaben, nannte mir mein Vater später zwei Gründe: »Wir wollten zwar, dass du deine jüdische Herkunft nie vergisst, aber wir wollten auch, dass du dich hier in der Diaspora zu Hause fühlst, dass du auch zu den Nichtjuden gehörst und mit ihnen lebst und arbeitest. Wenn der Name ›Juda‹ deine Herkunft bezeichnet, so steht ›Lukas‹ für das eigentliche Ziel unserer Reise.« Außerdem – und das ist der zweite Grund – erinnert »Lukas« an das Attribut ›leukos‹, und das heißt ›hell, weiß‹. »Ja«, so sagte mein Vater bestärkend, »mit dir ist unser Leben hell geworden. Du gibst unserem Leben einen neuen Sinn. Du hast Glanz in unser Leben gebracht, und ich bin mir sicher: Du wirst auch Licht in das Leben vieler anderer Menschen bringen.«

Ja, mein Vater hat in seinem Überschwang da viel hineininterpretiert. Ob ich wirklich dafür gesorgt habe, dass es im Leben meiner Mitmenschen, ja im Leben meiner Schwestern und Brüder, ein bisschen heller geworden ist, kann ich selbst schlecht beurteilen. An die Nachwelt habe ich nur eine Bitte, die sich aus meinem Leben ergibt: Nennt mich Lukas!

## Kapitel II

### Was mich prägte: Meine Kindheit und Jugend (22-39 n.Chr.)

Als Sohn traditionsbewusster jüdischer Eltern in der Diaspora wurde ich natürlich am 8. Tag nach meiner Geburt durch Rabbi Zakkai beschnitten. Erst viel später habe ich dieses Zeichen des Bundes zwischen Gott und seinem Volk Israel verstanden. Mein Vater las mir aus der Thora vor: *»So sprach Gott, der Herr, gepriesen sei er, mit Abraham, unserem Vater: Dies ist mein Bund, den ihr halten sollt zwischen mir und euch und deinem Geschlecht nach dir: Alles, was männlich ist unter euch, soll beschnitten werden; eure Vorhaut sollt ihr beschneiden. Das soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch. Jeden Knaben, wenn er acht Tage alt ist, sollt ihr beschneiden bei euren Nachkommen. Wenn aber ein Männlicher nicht beschnitten wird an seiner Vorhaut, wird er ausgerottet werden aus seinem Volk, weil er meinen Bund gebrochen hat.«\** So steht es geschrieben, und viele Jahre meines Lebens war ich auch der Überzeugung, dass allen Unbeschnittenen spätestens am Ende der Zeiten die Ausrottung droht. Doch vieles erschien mir später in einem anderen Licht.

Nachdem meine Eltern aufgrund meiner Geburt praktisch gezwungen waren, ihren Aufenthalt in Alexandria Troas zu verlängern, wurden sie dort fast aus Versehen heimisch. Die Stadt hatte einen ungeheuren Aufschwung erlebt. Die Landwirtschaft blühte und in den Bergen am Stadtrand wurden Kupfer und Eisen abgebaut.

Durch den großen Hafen war die Stadt gut an alle anderen Häfen in Mazedonien, Griechenland und Kleinasien angebunden. Empfangen wurden die einfahrenden Schiffe am Eingang des Hafens von einer überlebensgroßen Statue des Namensgebers der Stadt, Alexander, dem die Nachwelt den Beinamen »der Große« gegeben hat. Auch das Smintheion, das berühmte Heiligtum des Gottes Apollon, von dem die Heiden glaubten, er sei der Zwillingsbruder der Artemis, trug durch seine Bekanntheit zum Wohlstand der Stadt bei. Immer wieder habe ich mit mehr oder weniger offenem Mund vor dem Bauwerk gestanden, habe die Säulen gezählt (es waren insgesamt 112) und die Ausmaße bestaunt. Es war das schönste Bauwerk, das ich in meinem Leben bis dahin gesehen hatte. ›Und das alles, für eine Gottheit, vor deren Launen die Menschen Angst haben müssen und die es eigentlich gar nicht gibt!«, habe ich mir da immer wieder gedacht. Man munkelte damals, der große Julius Caesar habe bereits überlegt, die Stadt zur Hauptstadt Kleinasiens zu machen.

In meinen ersten Lebensjahren kümmerte sich ausschließlich meine Mutter um mich. In einem großen Tuch, das um ihren Oberkörper gewickelt war, trug sie mich bei der häuslichen Arbeit mit sich herum, solange es ging. Dabei streichelte sie mir immer wieder über den Kopf, lächelte und redete mit mir. Jedenfalls hat sie mir das so erzählt, und die Liebe, die mich meine Mutter immer spüren ließ, bestätigten ihre Worte.

Als ich etwa vier Jahre alt war, übernahm mein Vater die eigentliche Erziehung. Zu Hause sprachen wir nach wie vor aramäisch, und mit Hilfe der Thora brachte er mir das Lesen und Schreiben bei. Als jüngster Schüler wurde ich mit etwa vier Jahren in seinen Thora-Unterricht auf-

genommen und lernte neben teilweise wesentlich Älteren die Geheimnisse der hebräischen Schriftzeichen. Wenn der Thora-Unterricht, der ebenso in aramäischer Sprache stattfand, vorbei war, lehrte mich mein Vater anfangs noch, so gut er eben konnte, die griechische Sprache. Auf diese Weise hatte ich kein Problem, mich mit Gleichaltrigen zu verständigen, und es dauerte nicht lange, bis ich sogar besser griechisch sprechen konnte als meine Eltern – das machte mich natürlich sehr stolz.

Es war in gewisser Weise ein Spagat, mit dem ich als Junge konfrontiert war: Zu Hause war ich »Juda« und sprach mit meinen Eltern aramäisch, und bei meinen Freunden war ich »Lukas«, nur ganz selten nannten sie mich »Judas«; mit ihnen redete ich griechisch. Rückblickend bin ich meinen Eltern sehr dankbar, dass sie mir den Kontakt zu den Heidenkindern nicht verboten, sondern sogar förderten und unterstützten. »Juda, wir wollen«, sagte mein Vater einmal, »dass du deine Tradition kennst, dass du weißt, dass du zum auserwählten Volk Gottes gehörst. Aber du sollst hier in der Diaspora kein Außenseiter sein. Jerusalem ist weit, und Gott, der Herr, Baruch Adonaj, wird es dir nicht übelnehmen, wenn du mit Heidenkindern Umgang pflegst.« Das war wirklich bemerkenswert, denn ich bin mir sicher: Als meine Eltern noch in Jerusalem wohnten, hätte mein Vater nie so gesprochen. Aber offenbar hat ihm die griechische Lebensart, die er in Alexandria Troas erlebte, doch imponiert. Ich selbst habe den hebräischen Lobpreis »Baruch Adonaj« – gepriesen sei der Herr! – von meinem Vater übernommen. Er ist für mich ein Ausdruck meiner Ehrfurcht vor Gott.

So waren meine Tage gut gefüllt: Morgens lernte ich bei meinem Vater mit den vielen anderen jüdischen Kindern, die Bibel auf Hebräisch zu lesen, und nachmittags



hatte ich meistens genug Zeit, um mit meinen Freunden zusammen zu sein.

Ab und an musste ich aber auch am Nachmittag »arbeiten«. Mein Vater war ein sehr belesener Mann und der Umzug nach Alexandria Troas weitete seine Interessen beträchtlich. Mit dem Arzt Artemidoros, der damals bei meiner Mutter die Schwangerschaft festgestellt hatte, pflegte er eine enge Freundschaft. Ich habe diesen Griechen irgendwie immer bewundert. Er hatte dichtes Haupthaar und einen kurzen, etwas stachelig wirkenden Vollbart. Seine Augen blitzten mich immer freundlich an. Erst viel später habe ich mitbekommen, dass er in mir einen Sohn gesehen hat, den er selber nie hatte.

Artemidoros war nur wenig jünger als mein Vater und die beiden verstanden sich fast wie Brüder, obwohl wir doch aus ganz unterschiedlichen Traditionen kamen. Mein Vater war ein gebildeter Jude, der die Thora in großen Teilen auswendig konnte, während Artemidoros Passagen aus den Epen des Homer ebenso wie aus den Tragödien des Sophokles rezitieren konnte. Beide wollten immer mehr voneinander wissen, und so war mein Vater zuweilen bis zu einer Woche in Milet, wo er den Arzt besuchte, um sich mit ihm über unsere Thora, aber auch über die griechische Geschichtsschreibung und Philosophie auszutauschen. Und Artemidoros war umgekehrt auch ein gern gesehener Gast in unserer Wohnung. Er stellte meinem Vater auch Auszüge von Werken des Herodot sowie von Platon, Aristoteles, Sophokles und sogar Hippokrates zur Verfügung.

Ich erinnere mich daran, dass mein Vater nächtelang im Kerzenschein an unserem Tisch saß und die ihm leihweise überlassenen Texte abschrieb. Irgendwann kam er auf die Idee, auch ich sollte diese Abschriften einmal lesen und die Gedanken in mich aufnehmen. Ich war erst mal

gar nicht begeistert und hatte keine Lust darauf. Aber mein Vater meinte: »Ein weiter Horizont hat noch niemandem geschadet!« Ich hätte damals lieber darauf verzichtet und war oft sehr genervt, wenn ich auch nachmittags über den Schriftrollen sitzen und mir irgendwelche Argumente einprägen sollte. »Später komme ich, um dich abzufragen!«, drohte mir mein Vater dann. Aber in der Regel begnügte er sich mit einem freundlichen Gespräch über das Gelesene. So sorgte er dafür, dass ich viel Wissen in mich aufnahm. »Wiederholung ist die Mutter aller Erkenntnis!« Auch das war so ein Spruch meines Vaters. Damals fand ich das Studium der griechischen Werke recht anstrengend und konnte natürlich nicht absehen, wie sinnvoll es war, mich nicht nur mit der heiligen Schrift, sondern auch mit den alten Klassikern, Philosophen und Naturwissenschaftlern zu beschäftigen.

Rückblickend kann ich es nur immer wieder beteuern: Ich hatte eine glückliche Kindheit!

Meine Eltern hatten viel Zutrauen zu mir. Sie störten sich nicht daran, wenn ich manchmal den ganzen Nachmittag über bis in den frühen Abend nicht zu Hause aufkreuzte. Und ich genoss meine Freiheit. Entweder ich spielte mit meinen Freunden oder – was ich fast genauso gern tat – ich ging zum Hafen, setzte mich auf die Kaimauer und betrachtete die ein- und ausfahrenden Schiffe. Ich staunte über die Künste der Kapitäne, die die schweren Boote in den geschützten Hafen bugsiereten. Oft sah ich auch Legionäre an Deck, die auf dem Weg nach Israel waren und in Alexandria Troas Proviant und Wasser an Bord nahmen. »Ob die in Israel gegen die Juden dort kämpfen?«, fragte ich mich manchmal. Und irgendwie erwachte in mir der Wunsch nach Frieden. Es wäre so schön, wenn Frieden auf der Welt herrschen und die Menschen miteinander menschlich umgehen

würden, und wenn man überhaupt keine Soldaten mehr bräuchte ...

Dieser naiv-kindliche Wunsch ist mir erhalten geblieben, auch wenn mir später immer deutlicher wurde, wie schwer so ein Frieden herzustellen ist und welche Opfer dafür nötig sind.

Von den Soldaten, die im Hafen an Land gingen, hielt ich mich immer fern, aber die Handelsschiffe interessierten mich. Neugierig stand ich oft am Kai, wenn ein großes Schiff anlegte und die Matrosen von Bord gingen. Manchmal warf mir der eine oder andere auch einmal einen Apfel oder eine andere Frucht zu, die ich nicht kannte. Und einmal sprach mich ein Matrose an, der gerade sein Schiff über den leicht wippenden Steg verließ. Er hinkte und hatte eine Narbe unter dem rechten Auge. »Na, Junge, willst später auch mal zur See fahren?« Wenn er redete, sah man deutlich die unvollständige Zahnreihe. Ich nickte. »Ich sage dir: Da kannst was erleben!« Ich machte ein fragendes Gesicht: »Was denn alles?« Er war schon weitergegangen, drehte sich aber noch einmal um und bedeutete mir, ihm zu folgen. »Wenn du die Abenteuer von echten Männern hören willst, komm mit in den ›Schiffbruch‹, da kannst noch was lernen. Ich hab jetzt erst mal Durst!«

Vorsichtig und mit viel Abstand folgte ich ihm in die Spelunke, die »Schiffbruch« hieß. Ich hatte das Gebäude am Hafen schon oft gesehen, doch bisher hatte ich mich noch nie hineingetraut. Jetzt war ich praktisch eingeladen worden und drückte mich hinter dem Rücken des Matrosen durch die Tür. Im Inneren saßen überall Seeleute und unterhielten sich laut und lachend, teilweise schreiend. Wer keine Cervisia vor sich stehen hatte, trank Wein. Manche aßen hemdsärmelig irgendeinen Eintopf

dazu und fast alle rauchten. Die Luft war stickig und ich begann zu husteln. Glücklicherweise bemerkte mich niemand und ich drückte mich in eine Ecke, in der ein kleines, leeres Weinfass stand, und setzte mich darauf.

Der Matrose, der mich aufgefordert hatte mitzukommen, setzte sich an den Tresen und rief: »Cervisia her, aber schnell!« Ich glaube, er hatte mich schon vergessen. Sofort begann ich, das Gespräch der Tischrunde neben meinem Sitzplatz zu verfolgen. Da saßen Seeleute, die offenbar mit einem Handelsschiff aus Caesarea angekommen waren. Einer behauptete gerade: »So einen Sturm habe ich noch nie erlebt! Das Schiff hat es in zwei Teile zerrissen, unsere ganze Ladung ist ins Wasser gefallen.« – »Und wie hast du überlebt?«, fragte ein anderer. Der Erste grinste: »Ein Wunder! Ich habe mich an einer Schiffsplanke festgekrallt und wurde gerettet.« – »Schon klar!«, meinte ein Dritter und nickte vielsagend.

Ab diesem Zeitpunkt ging ich immer wieder heimlich im »Windschatten« eines Seemannes in den »Schiffbruch«. Dabei lernte ich auch Timon, den Sohn des Wirts, kennen und freundete mich mit ihm an. Vermutlich hat das alles meinen Eltern nicht gefallen, aber sie waren so weitherzig, dass sie mir den Umgang mit Timon und die Besuche in der finsternen Hafenkneipe nicht verboten haben: »Du weißt, dass das eigentlich kein Umgang für dich ist!«, ermahnte mich mein Vater, und dann fügte er hinzu: »Also, pass auf dich auf, und lass dich niemals zum Wein- oder Cervisia-Trinken überreden!« Ich nickte: »Niemals!« Und meine Eltern vertrauten mir.

Immer wieder zogen mich die oft fantastischen Geschichten der Seemänner in den »Schiffbruch«. Fast alle erzählten Unglaubliches von Stürmen und Schiffbrüchen, von fremden Ländern und Völkern, von Nymphen und Amazonen, aber auch von gefährlichen Seeschlach-

ten – und oft zeigten sie als Beweis dann noch irgendeine Narbe, die sie aus diesem Kampf davongetragen hatten. Sicherlich wurde da kräftig Seemannsgarn gesponnen, nur um sich selbst wichtigzumachen. Aber es war spannend und interessant, und wahrscheinlich wurde in diesem Zusammenhang der Same des Fernwehs in mein Herz gesät. Ich nahm mir fest vor, auch weite Reisen zu unternehmen und Abenteuer zu erleben, wenn ich erwachsen wäre. Dass ich dieses Vorhaben tatsächlich später in die Tat umsetzte, hat mich selbst fast verwundert, zumal es aus Gründen geschah, die ich bis dahin mir überhaupt nicht vorstellen konnte.

So waren die Tage meiner Jugend gut ausgefüllt. Ich lernte und studierte unter Anleitung meines Vaters vielleicht etwas mehr als meine gleichaltrigen Freunde, aber ich hatte auch Freizeit, zumal ich nichts zum Familieneinkommen beitragen musste. Als Thora-Lehrer konnte mein Vater seine kleine Familie gut ernähren. Bis heute zehre ich von der Liebe und Wärme meiner Eltern.

Ein dunkler Schatten fiel auf meine Jugend, als es meiner Mutter zusehends schlechter ging. Bei immer mehr Arbeiten im Haushalt musste ich ihr zur Hand gehen. Sie klagte über Schwindel und Schwächegefühl. Vater sagte einmal scherzhaft: »Du wirst doch nicht etwa noch ein Kind zur Welt bringen?« Aber Mutter lächelte nur etwas gequält und schüttelte den Kopf: »In meinem Alter?« Da schickte mein Vater einen Boten zu Artemidoros von Milet und bat ihn zu kommen. Nach gut 20 Tagen war der Arzt wieder bei uns und untersuchte meine Mutter, die inzwischen gänzlich bettlägerig war.

Als er das Zimmer verließ, machte er ein ernstes Gesicht. Mein Vater erschrak: »Steht es schlimm um sie?« Der Arzt nickte: »Ihr Puls ist sehr schwach. Sie wirkt wie

gelähmt. Die Zusammensetzung der vier menschlichen Säfte stimmt nicht mehr. Ich habe versucht, ihr etwas gelbe und schwarze Galle zuzuführen, aber ihr Körper nimmt nichts mehr an. Das Einzige, was ihr vielleicht noch helfen könnte, wäre eine Nacht im Heiligtum des Asklepios in Epidauros auf der Peloponnesos, wenn sie denn den Transport dorthin überleben würde.« Energisch schüttelte mein Vater den Kopf: »Das kommt überhaupt nicht in Frage! Wenn wir irgendwohin reisen, dann höchstens nach Jerusalem!« Aber der Arzt machte dann doch noch einen anderen Vorschlag: »Apollon ist der Vater des Asklepios. Vielleicht hilft es ja etwas, wenn du ein Opfer für deine Frau vor dem Smintheion hier in Alexandria darbringst.« Doch mein Vater schüttelte weiter den Kopf: »Auch das kommt überhaupt nicht in Frage. Artemidoros, ich schätze dich als Arzt sehr und deine Meinung ist mir stets wichtig, aber in Glaubensfragen kannst du uns keine Vorschläge machen. Wir sind Juden und glauben an den einen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Ihm sind wir nahe – egal ob wir in Jerusalem oder Alexandria Troas leben. Ihm vertrauen wir unser Leben an, und ihm wollen wir im Leben und im Sterben gehorsam sein. Und ich weiß, dass Elischeba auch so denkt.«

»Mein lieber Zacharias«, antwortete Artemidoros – er wählte stets die griechische Namensversion –, »du musst das entscheiden. Ich schätze dich sehr und ich weiß, wie ernst es dir ist, wenn du von deinem Glauben sprichst. Ich habe nur andeuten wollen, was ich zum Wohle meines Patienten tun würde – aber ich kann natürlich nicht garantieren, dass es hilft.« Der Arzt ist noch ein paar Tage bei uns geblieben und hat mich bis zu ihrem Tod in der Pflege meiner Mutter unterstützt. Ich erinnere mich noch daran, dass mein Vater und der Arzt nächtelang über Glauben und Unglauben diskutiert haben.

Kurz nach dem Tod und der Bestattung meiner Mutter, an der die ganze jüdische Gemeinde von Alexandria Troas teilnahm, nahm mich Artemidoros beiseite und meinte: »Lukas, du bist jetzt alt genug. Dein Vater hat große gesundheitliche Probleme. Ich kann nicht abschätzen, wie lange er noch leben wird. Es ist jetzt deine Aufgabe, auf ihn und seine Gesundheit aufzupassen. Auch er darf sich nicht mehr groß anstrengen. Nimm ihm ab, was du ihm abnehmen kannst. Sei für ihn da und Sorge dafür, dass er früh ins Bett geht! Dein Vater hat mir gesagt, dass du die Abschriften kennst, die ich ihm einst überlassen habe. Das heißt, du bist in der Heilkunde durchaus bewandert. Deshalb kann ich dir zwei Medikamente da lassen. Die sollst du deinem Vater verabreichen, sobald er über Schwäche klagt.« Ich nickte, erschrak aber zugleich über die Worte des Arztes. Sollte ich auch meinen Vater bald verlieren? Über meine bisher unbeschwerte Jugend senkte sich eine dunkle Wolke der Sorge.

Tatsächlich dauerte es nur noch wenige Monate, bis sich der Gesundheitszustand meines Vaters ähnlich entwickelte wie der meiner Mutter kurz vor ihrem Tod. Ich schickte einen Eilboten nach Milet zu Artemidoros mit der Bitte um Hilfe. Gleichzeitig verabreichte ich meinem Vater die Medikamente, die der Arzt mir gegeben hatte. Trotzdem ging es mit meinem Vater stetig bergab. Ein eilig herbeigerufener Exorzist hatte auch keinen Erfolg bei seinem Versuch, die Krankheitsdämonen aus meinem Vater auszutreiben.

Oft saß ich mit Tränen in den Augen an seinem Bett. Aber mein Vater war ein tapferer Mann. Und die Gespräche, die wir miteinander führten, waren tief bewegend. »Bald«, sagte mein Vater auf seinem Sterbebett, »bald werde ich im Paradies mit deiner Mutter wieder zusammen sein!« – »Abba, bitte sag so etwas nicht! Ich brauche

dich doch hier!«, warf ich mit tränenerstickter Stimme ein, aber mein Vater schüttelte den Kopf: »Mein Junge, du bist groß und stark. Meine Aufgabe hier ist erfüllt! Du kannst und du sollst jetzt dein eigenes Leben führen.« – »Aber ich habe doch nichts gelernt!«, flüsterte ich – und wieder deutete mein Vater ein Kopfschütteln an: »Das stimmt doch nicht. Du hast so viel von mir gelernt. Nahezu alles, was ich weiß, habe ich mit dir geteilt. Außerdem haben wir durch meine Arbeit als Lehrer genügend Rücklagen. Du könntest nach Jerusalem reisen und dort zur Schule gehen, um Pharisäer zu werden. Dann kannst du hierher zurückkehren und im Dienst des Herrn, unseres Gottes, Baruch Adonaj, wirken und mein Werk fortsetzen. Die Menschen in der jüdischen Gemeinde hier sind hungrig nach Gottes Wort. Sie brauchen jemanden, der ihnen sagt, wie sie die Thoragebote umsetzen sollen und glaubwürdig als Juden in der Diaspora leben können.«

Ungläubig fragte ich: »Du meinst, das wäre mein Weg?« – »Ich weiß es nicht, ob das dein Weg ist«, murmelte mein Vater mit schwacher Stimme. Ich glaube, an dieser Stelle zeigte sich wieder sein weites Herz. Kaum einer meiner Freunde konnte sich seinen Beruf frei wählen. In der Regel schrieben die Väter vor, was die Söhne beruflich zu tun hatten. Dann holte mein Vater wieder tief Luft und meinte, unterbrochen von einem Hustenanfall: »Ich kann dir nur Möglichkeiten aufzeigen, durch die Tür musst du alleine gehen. Aber ich kann dir aus meiner Lebenserfahrung sagen: Der Glaube an den Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, der sich das Volk Israel zum Eigentum erwählt hat, liebt freie und starke Menschen. Und wenn du Gott und den Menschen dienen willst, dann wäre das eine Möglichkeit, die ich an deiner Stelle in Betracht ziehen würde.«



Mir fiel dabei auf, dass mein Vater ganz allgemein von »den Menschen« sprach, denen ich dienen könnte, dass er aber doch eigentlich nur die Menschen jüdischen Glaubens meinen könnte. Ich vermied es, ihn auf seinem Sterbebett darauf anzusprechen. Stattdessen unterhielten wir uns in jener Nacht noch lange über den Gott, der sich Israel erwählt hatte, nicht weil das Haus Jakob ein großes oder mächtiges Volk ist, sondern weil er es liebt. In dem Wissen um diese Liebe Gottes zu seinem Volk ist mein Vater schließlich in dieser Nacht gestorben, und in diesem Wissen nahm ich mir vor, auch mein Leben führen zu wollen.

Doch jetzt übermannte mich der Schmerz über den Verlust meines Vaters. Nun war ich allein. Natürlich musste das eines Tages so kommen, und es ist nun mal der Lauf der Dinge, dass die Eltern vor den Kindern sterben, aber trotzdem tat es unendlich weh. Es wurde dunkel um mich und alles wirkte wie eine graue, trostlose Wüste, in der jeder Lebensmut in mir zum Erliegen kam. Nach der Sterbestunde meines Vaters ging ich in die Synagoge. Meine Hoffnung, dass mit dem Tod nicht alles vorbei sei, gab mir Kraft, und plötzlich ergab das Morgengebet, das mich mein Vater gelehrt hatte, für mich einen besonderen Sinn. Ich betete:

*»Mein Gott, die Seele, die du mir gegeben hast, ist rein. Du hast sie mir eingehaucht, und Du bewahrst sie in meiner Mitte, Du wirst sie künftig von mir nehmen – und sie mir wieder geben in der kommenden Zukunft.  
Alle Zeit, da die Seele in meiner Mitte ist, lobe ich Dich,  
Ewiger, mein Gott und Gott meiner Väter,  
Meister aller Werke, Herr aller Seelen.  
Gepriesen seist Du, Ewiger, der die Seelen zurückkehren lässt in tote Körper.«*

